Der Schützenmättler : ein Bild aus dem Volksleben

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **37 (1896)**

PDF erstellt am: **05.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-1007911

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Der Schützenmättler.

Ein Bild aus dem Volksleben.

I. Was für Vorsätze der Karli an der Schützenkilbi macht.

Ein tüchtiger Schütze zu sein ist für den Urschweizer eine Ehre und ein beneidenswerter Vorzug. Von jeher wußten die Bewohner der Urkantone mit Büchse und Stutzer umzugehen, mit fester Hand und sicherem Blick die Waffe zu führen. Als kühne Jäger verstanden sie es, die Gemse von den steilen Felsengräten, den Adler aus der hohen Luft herabzuholen, aber auch das tödtliche Blei in's Herz des Feindes zu schicken, der sich frevelnd ihren Grenzen nahte. Drum war auch die Schützenkilbi von jeher ein Volksfest, ein lang ersehnter Freudentag für Groß und Klein.

Ein solcher Freudentag ist es auch, an dem unsere Erzählung beginnt. Freundlich strahlt die bereits schon tiefer stehende Sonne auf die fruchtbeladenen Bäume an der Wylerstraße, die ein gutes Mostjahr verheißen. In ihrem Schatten bewegt sich geräuschvoll der Festzug nach dem nahen Schützenplatz. Voran stürmt die nie müde Dorfjugend, Buoben und Meitschi in buntem Gemisch. Sie umschwärmen jubelnd die pflichtbewußten Musikanten, die in stolzer Haltung und mit von strenger Arbeit hochgerötetem Gesicht kunstverständig ihres Amtes walten. Nicht lange ist es her, seitdem das fortschrittlichere Blech die sonst üblichen Trommeln und Pfeifen verdrängt und den annoch weniger melodisch als kraftvoll tönenden Instrumenten den Sieg verschafft hat. Den Musikanten schließt sich der Schützenfähndrich mit hocherhobenem Banner an; stolz umgibt ihn ein Kreis mit der weißroten Armbinde geschmückter Schützenbeamten, der Schützenmeister mit dem Ehrenprediger an seiner Seite, der Helgenvogt mit dem von silbernen Wappen umbaumelten Bilde des hl. Sebastian u. s. w. Ihnen schließen sich die übrigen Schützen an, ergraute Veteranen, die heute gleich den Jungen den Hut keck aufs linke Ohr gedrückt haben, Jünglinge, die bereits mit den Alten in der Schießkunst zu wetteifern wagen, schlanke Gestalten neben gedrungenen Figuren, denen aber Zähigkeit und Ausdauer in die wetterharten Züge geschrieben sind.

Vom Schützenplatze her dröhnen bereits die Mörser zum Willkomm; donnernd rollt das Echo den Bergabhängen entlang und da und dort mischt sich ein froher Jauchzer in seinen dumpfen Ton. Mit ernsten Mienen halten die Beamten ihren Einzug in's Schützenwirtshaus und bald flattert die Fahne vom Fenster aus im hellen Sonnenschein. Im Schützenstand da knattert und knallt es piff — paff! und zwischen hinein gellen die Hornsignale der Zeiger und Aufseher. Unter dem großen Nußbaum hat ein Seiltänzer seine Bude aufgeschlagen und verkündet schon seit einer halben Stunde den sofortigen Beginn der Vorstellung. Eine heisere Drehorgel lockt die einen, schreckt die andern, während lose Buben sich eine Freude daraus machen, den Zuschauern, die bereits im Cirkus versammelt sind und sich an die Wand von Zelttuch lehnen, mit Gufen und Nadeln in den Rücken und die Hände zu stupfen. Auf der Gartenmauer vor dem Wirtshaus haben der Chriesilaich-Chasp und das Ziger-Trini ihren Kram ausgebreitet, Chräpfli und Birenweggen, Füürsteine mit poetischen Sprüchen, Turtli und Läckerli, Geschirrwaaren und Spielsachen. Um all diese Gewinnste wird eifrig gedrillt und der Zeiger auf dem zahlenbesetzten Brette steht keinen Augenblick stille. Lustig rollt die Kegelkugel auf ihrer Bahn und aus dem obern Saale der Schützenwirtschaft ertönen die Weisen der Blechmusik. Bald schallt es: Hoch, hoch, hoch und abermals hoch! und die Mörser erheben ihre dröhnende Stimme und es summt und klingt, jauchzt und singt, pufft und knallt, schreit und ruft, daß selbst der trockenste und nüchternste Mensch von einem gelinden Festdusel befallen wird.

Voll heiligen Ernstes und unbekümmert um das tolle Treiben außerhalb des Schießstandes widmen sich die Schützen eifrig ihrer Kunst. Noch steht der Standstutzer in vollen Ehren, nur

hie und da zeigt sich ein Feldstutzer, von Hinterladern wissen die wackern Männer noch nichts. Der Nußacher-Natzi ist eben daran, im „Vaterland“ zu stechen. Eine dichte Gruppe von Zuschauern umgiebt den gemütlichen Alten. Sorgfältig hat er vorerst an der Ladbank seinen Stutzer geladen, bedächtig das Pulver abgemessen, kein Körnchen zu viel, keines zu wenig, und es behutsam in den Lauf geschüttet. Sodann wurde ein reichlich mit „Schmutz“ getränktes Stücklein Leinwand, das „Blätzli“, auf die Mündung des Laufes gelegt, die Kugel eingesetzt und mit dem Vorlader etwa einen halben Fuß weit in den Lauf hineingetrieben. Jetzt erst kam der Ladstock zu Ehren; mit ihm wurde die Kugel bis aufs Pulver hinabgestoßen und festgestempelt. Vorsichtig wird nachgeschaut, ob die Pulverkörnchen ins Kamin gedrungen, dann schleppt der Natzi seinen schweren Schießprügel an den Anstand und setzt die Zündkapsel auf. Der entscheidende Augenblick naht, der Schütze stärkt sich aufs bevorstehende Werk durch einen Schluck aus der bereitstehenden Flasche, steckt sein Nastuch unter die Weste, um für den linken Ellbogen Halt zu gewinnen — der Sonnenwirt schnallte sich allemal ein eigenes Polster um — noch schaut er sich nach der Richtung des Windes um und trifft endlich Anstalten, den Schuß abzufeuern. — Doch, nur nicht gesprengt, heißt die Regel. — Der Steinacher-Natzi überstrudelt nichts, macht schön langsam voran und schiebt zuerst den Schaft des Stutzers zwischen Rock und Weste der rechten Schulter, schöpft tief Atem, erhebt den schweren Schießprügel und zielt endlich mit scharfem Blick nach der Scheibe hin. Lautlose Stille herrscht. Der Burdisack-Sepp hinterm Natzi hat den Versteller vom Hahnen gelöst, der Natzi sieht die „Mugg“ mitten im Löchlein des von einem Leder umschlossenen Guggers, — schon zuckt sein Finger nach dem nadeldünnen Stecher — da senkt der Schütze nochmals seine Waffe und thut einen mächtigen Schnauf. — Das macht das heillose Stichfieber, der Natzi ist nicht sicher. — Zum zweitenmal erhebt er seinen Stutzer, wieder ist der Hacken vom Hahnen gelöst, wieder naht sich der Zeigfinger dem einem Hauche nachgebenden Stecher — — „Häb äs Häärili linggs — um's Merke, umänä Gedankä!“ liespelt der Burdisack-Sepp. Bumm! Der Schuß ist gefallen! Es hörnlet, die Scheibe wird vom Zeiger herabgelassen und aller Augen richten sich nach dem Zeigerhaus. „I hanä suber gnu, heillos suber,“ sagt der Natzi, „äs muos ä ha!“ Noch läßt sich keine Zeigerkelle blicken. „'shedä, äs gilt ä Halbi,“ eifert der Schütze weiter, „ehndr äs Häärili z'viel linggs.“ — Doch siehe! jetzt zeigt sich die schwarze Kelle links oben in der Scheibe; langsam fährt sie dem schwarzen Kreis näher, jetzt schneller nnd schueller, jetzt tanzt sie lustig im Kreise ums Schwarz — „Juhui! Juhni!“ ruft der Burdisack-Sepp, „äs hedä, äs hedä; är gaiggled!“ „Äs hed dr Blätz, äs hedä!“ schallt es vielstimmig. „I hanä suiber abglah, sälb hani!“ bestätigt nochmals der Natzi und nimmt einen wohlverdienten Schluck aus seinem Glase.

„Häb äs Häärili linggs — ums Merke!“

Inzwischen naht sich vom Zeigerhaus her der Zeiger; bald steht er vor dem glücklichen Schützen und überreicht ihm den „Blätz“. „Wahrhaftig, den Zweck rund hineingeschossen! Bravo Natzi!“ schallt es in der Runde und der Burdisack-Sepp tätschelt dem Natzi auf d'Achsel und sagt: „Gält, i ha's g'säid — nur äs Häärili linggs!“ Schmunzelnd greift der glückliche Schütze in die Tasche und drückt dem Zeiger

äs Fränkli in d'Hand. „Jetzt nimi dr zweit ai nu!" sagt er, „jetzt hauts es!" Zum zweitenmal wird mit aller Vorsicht geladen und angesetzt, zum zweitenmal schaut der Sepp auf den Luftzug, auch diesmal setzt der Natzi wieder ab, um einen tiefen Schnauf zu thun — jetzt knallt es und schau, wieder sitzt der Schuß tief im Schwarz und hart am Blätz, wenns dießmal auch kein Gaukler ist. „s'thuots für einisch!" sagt der Natzi. „Jetzt hani ä Halbi verdienet; chum Sepp, mier wend eis ga näh, ich chehrschyblä de später!"

Mit diesen Worten kehrt sich der Nußacher-Natzi um; da sieht er seinen Götti, den 15jährigen Schützenmatt-Karli, der ihm seit einer halben Stunde mit freudestrahlenden Augen zugeschaut. „Götti!" sagt der Buob schüchtern, „gält Götti, dui chaufst mer einist ai ä Bichsä!" „Was, dui Läcker; dui witt ai scho ä Bichsä!" ruft der Natzi lachend aus, „das präsfierd nid halb so gschwind!" Im Geheimen hat aber der Nußacherer doch seine Freude am kleinen Karli. „Gib acht!" sagt er zum Sepp, „dä gid einist ai ä Schitz, dä Schützemättlere lihd's im Fluod. Dr Karli ist fährä scho bi de chlinä Schitzerä dr Erst g'si. Chaist luoge, Sepp, dä byßi ys Alti nu einist uisä." Sagt's und steckt triumphierend seinen Blätz zu den gewonnen Nummern — dann marschiert er, die grüne Schürze umgebunden, siegesfreudig der Schützenwirtschaft zu.

Der Karli steht noch lange im Schützenhause hinter den Schützen, kaut an seinen Fingernägeln und schaut mit blitzenden Augen jeder ihrer Bewegungen zu, lauscht auf jede ihrer Bemerkungen. Für ihn hat alles andere keinen Reiz mehr, weder der Seiltänzer mit seinen Hunden und Affen, noch die Drillscheibe mit dem lockenden Gewinn, weder die um den „Leimtätsch" versammelten Bogenschützen, noch die unter den wilden Kastanienbäumen sich raufenden Buben. Stolz schreitet er an all dem vorbei, er will ein Schütze, ein berühmter Schütze werden, ein zweiter Tell. Dieser Gedanke beschäftigt ihn den ganzen Abend und läßt ihn nachts lange nicht schlafen. Wie er endlich müde einschlummert, da träumt der Schützenmatt-Karli von nichts anderem als von Scheiben und Stutzern, von Zeigerkellen und Blätzen und von einem Gaugler, den er, gleichwie sein Götti geschossen.

Nach langem, langem Anhalten, Bitten und Betteln wurde endlich Karlis Herzenswunsch erfüllt und ihm zuteil, wornach er sich Jahre lang gesehnt — eine Flinte. In der Schützenmatt stand nämlich droben in der Laube in einem Kasten ein altes Gewehr mit einem Feuersteinschlosse. Der Stein fehlte freilich, denn Karlis Vater sel. hatte ihn ausgeschraubt und zum Feuerschlagen beim Tubäkeln benutzt. Auf langes Bitten hin setzte es endlich der Karli durch, daß die Mutter wegen der Büchse mit ihrem Bruder, dem Nußacher-Natzi Rücksprache nahm. Dieser übergab das Gewehr einem Büchsenmacher zum Umändern und so entstand eine ganz passable Jagdflinte, die der Karli mit Entzücken in Empfang nahm. Für Pulver und Blei sorgte der Götti, selbst ein leidenschaftlicher Jäger, und so war unser junge Schützenmättler überselig, im Besitze einer Schußwaffe zu sein. Nun hatten die Krähen in der Gegend böse Lebdig. Auf zwei Stunden im Umkreise kannten sie den Schützenmatt-Karli. Saß irgendwo ein solcher schwarzer Bursche auf einem Baume und schlich der junge Jäger aus dem Hause, da schrie und krächzte der geängstigte Vogel: „Dä, dä, dä!" als wollte er seine Kameraden in der Runde warnen und ihnen zurufen: „Der da ist's, vor dem nehmt euch in acht."

In seinem ersten Eifer schoß Karli auf alles, was fliegen und springen konnte; kein Spatz und keine Katze war vor ihm sicher; als aber der Götti ihn einst ertappte, wie er in einen Schwarm Rinderstaaren hineinschoß und mehrere derselben erlegte, da lief dem alten Jäger die Galle über. Wenig fehlte und der Nußacher-Natzi hätte Karlis Jagdlust mit ein paar tüchtigen Ohrfeigen belohnt. „Du Lümmel!" rief er im höchsten Zorne, „du Lumpenbuob, was haben dir die unschuldigen Vögel z'Leid gethan, daß du sie zusammenschießest — so nützliche, harmlose Tierlein? Meinst öppen, das sei ein Kunststück oder gar eine Heldenthat, in einen solchen Haufen hineinzuschießen und ein paar Vögelein zu treffen? Das ist keine Kunst, du Lappi! — Schäm' dich, aus dir wird kein rechter Schütz! Weißt was!"

Der Karli stand da, wie ein nasses Kalb und wagte nicht aufzublicken. Am meisten biß es ihn, daß er kein rechter Schütz werden sollte. Wegen einisch werde das wenig machen, murmelte er und schlich sich beschämt davon. Der Natzi aber brummelte und donnerte ihm nach wie ein Wetter, das sich in der Ferne verzieht.

Seit der Zeit war Karli vorsichtiger. Herrenvögel und Eichhörnchen zu schießen, schien ihm

bald nicht mehr nobel, dagegen suchte er ein Häslein aufzuscheuchen, eine Wachtel, Rahle oder gar ein Rebhuhn, und der Götti nickte befriedigt, wenn Karli Glück hatte und ihm seine Beute vorweisen konnte.

So kam es, daß dem jungen Schützenmättler zu einem leidenschaftlichen Jäger bald nichts mehr fehlte. Sein größtes Vergnügen war es, den Natzi auf die Jagd zu begleiten. Stundenlang harrte er im höchsten Schnee auf dem Anstande aus und hockte auf dem Duiß halbe Nächte hindurch; die Mutter aber verwünschte tausendmal die Büchse, die sie ihrem Buben hatte zwegmachen lassen.

II. Wie der Karli auf allerlei Wild ausgeht.

Ein paar Jahre waren vergangen; Karli war ein schmucker Bursche geworden. Nachdem er zwei Jahre eine Fortbildungsschule besucht und die Rekrutenschule durchgemacht hatte, fühlte er sich so ziemlich Herr und Meister in der Schützenmatt. Der Vater war schon vor Jahren gestorben, die Geschwister, der Seppli, der Toni und das Margritli waren bedeutend jünger als der Karli und so fiel ihm wie von selbst die Rolle des Hausvaters zu. Die Mutter war eine fromme, gute und brave Frau, aber gar grüseli in ihren Karli vernarret und daher blind gegen seine Fehler. Der Nußacher-Natzi, ihr Bruder, war den Kindern als Vogt bestellt; er kam oft in die Schützenmatt und nahm sich der Vogtskinder mit Rat und That an, aber gar grüseli viel verstand er von der Kindererziehung nicht, denn der Natzi war ein alter, lediger Buob und seine Freude waren sein Standstutzer, seine Jagdflinte und der Waldi, sein Jagdhund. So kam es, daß der Karli allerlei Manieren annahm, die ihm sein Vater sel. sicher abgekauft hätte, wäre er noch am Leben gewesen. War doch der alte Schützenmatt-Karli zu seiner Zeit ein allgemein geachteter, angesehener Mann, streng religiös und ordnungsliebend, aber ach, der brave Vater mußte sterben, bevor seine Kinder erzogen waren. Die Mutter hatte eine Eigentümlichkeit an sich, die nichts weniger als vorteilhaft für die Erziehung ihrer Kinder war. Sie brummelte und murrte in einem fort, jauselte und jammerte über jede Kleinigkeit, grumsete und klagte den ganzen Tag und klapperte und plapperte unaufhörlich, wie eine Mühle bei hohem Wasserstand. Die Kinder konnten nichts recht machen; sie drohte beständig mit der Rute, aber die Gofen lachten nur, denn sie wußten wohl, daß die Mutter es mit ihren Drohungen nicht ernst meinte und daß die Rute seit Jahren präzis so hinterm Spiegel steckte, wie sie der Vater zum letztenmal hinaufgethan. Hie und da verklagte sie die Kleinen beim Natzi; der machte dann ein böses Gesicht und sagte: „Ihr Fötzeln, wollt ihr folgen oder nicht!“ und damit war's fertig.

„Du Lumpenbub, was haben dir die unschuldigen Vögel z'Leid gethan?“

So kam es, daß in der Schützenmatt nicht alles so stand, wie es hätte stehen sollen. Am Vermögen fehlte es freilich nicht, für genügendes Auskommen war vorgesorgt, der Vater sel. hatte einen hübschen Batzen Geld hinterlassen, — ja, wer weiß, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn sie es gnötiger hätten machen und mehr sparen und strapazieren müssen. Der Karli hätte dann vielleicht zum Geld auch mehr Sorge getragen, so aber konnte er es von der Mutter leicht erlangen, daß sie ihm erlaubte, eine Uhr anzuschaffen. Damals kamen auch die alten schweren Standstutzer, wie dem Natzi seiner, immer mehr aus der Mode; an ihre Stelle trat der Feldstutzer mit hartem Abzug. Natürlich mußte ein

solcher auch sofort für den Karli her. Der Bursche war nicht wenig stolz auf sein Gewehr, das kann man sich denken, und von nun an fehlte er an keiner Kilbi und bei keinem Grümpelschießet. Der Karli war wirklich, wie Natzi es vorausgesagt hatte, ein tüchtiger Schütze geworden und trotz seiner jungen Jahre war er manchem Alten weit überlegen. Er hatte ein Auge scharf wie das eines Sperbers und Nerven wie von Eisendraht. Im Schießstand war es eine Freude ihm zuzusehen, wie er ruhig anlegte, zielte und losdrückte; den Schuß zu heischen verstand er wie ein ergrauter Veteran. „I hane z'spitz gnu!" sagte er, und richtig der Schuß saß etwas zu tief.

Im Spätherbst wurde gewöhnlich ein Grümpelschießet, verbunden mit einem Wettkampf zwischen den „Mandli und Ledigen", veranstaltet; da ging's oft eifrig her. Zum erstenmal war auch der Karli zu den Ledigen eingeteilt, der Nußacher-Natzi war natürlich auch dabei. Schon stand es mit den Unverheirateten schlimm, ihre Sache schien verloren. Jetzt trat der Karli auf und gab den Ausschlag. Da schüttelten die alten Ledigen dem wackern Schützen die Hand; der Natzi war ganz aus'm Gleis vor Freude und die Jungen konnten ihm nicht genug gratulieren. Der Karli zupfte stolz an den paar Häärli, die ihm unter der Nase zu sprossen begannen, streckte und reckte sich und dünkte sich bereits ein großer, großer Mann. Als er abends ziemlich spät nach Hause ging, gab ihm der Götti noch das Geleit und als die Mutter zu brummeln anfing über's lange Ausbleiben, da erzählte ihr der Natzi begeistert Karlis Heldenthat und wie der Buob ein Ausbund von einem Schützen sei.

Den Winter über ging der junge Schützenmättler mit seinem Götti, dem Nußacher-Natzi fleißig z'Jagd. Manchem armen Häslein wurde das Lebenslicht ausgeblasen, manches schlaue Füchslein in mondheller Nacht auf dem Duiß erlegt. Der alte Natzi henkte die erbeuteten Füchse beim Sodhusli auf und zog ihnen kunstgerecht das Fell über die Ohren, spannte den Balg auf ein Brett und stellte ihn zum Trocknen im Chämiläubli auf. Der Karli war hiebei in allem sein gelehriger Schüler.

Aber noch einem andern, weit edlern Waidwerk ging der Karli nach.

Einsam lag irgendwo am Waldrand ein kleines, schmuckes Häuschen, von einem saubern Gärtlein und duftigen Matten begrenzt. Sanft senkte sich das mit üppigen Obstbäumen dicht besetzte Gelände zum Seegestade hinab und wenn abends die goldne Sonne in den klaren Fluten sich spiegelte, da blitzte und flammte es durch die Zweige der Bäume wie ein Feuermeer zum Häuschen hinauf. Maienegg hieß das friedliche Heimen und der ehrsame Landwirt Balz mit seiner Ehefrau Annamarie hausten dort im Frieden und Glück. Die schönste Blume aber, die auf'm Mainegg blühte, war das Roseli, ihre einzige Tochter, ein tusig braves und difiges Meitschi. Wie ein guter Geist schaltete und waltete das Roseli im Häuschen, denn die Mutter war schon alt und etwas übelmögend und der Vater hie und da nicht recht zweg. Das gute Kind pflegte und hegte seine lieben Eltern mit aufopfernder Liebe und wenn es auch über Hals und Kopf zu schaffen und zu sorgen hatte, so schallten seine lustigen Lieder doch freudig frisch aus dem Häuschen und Gärtchen und wetteiferten mit dem Zwitschern und Drillern der Drosseln und Amseln im nahen Walde.

War es ein schöner Sonntagnachmittag und wurde nirgends ein Schießet oder eine Kilbi abgehalten, so hängte der Karli sein Büchslein um und sagte, er wolle dem See entlang gehen und schauen, etwa ein Fischlein zu schießen Nie lud er zu diesem Vergnügen den alten Natzi ein, obwohl der Götti kein Feind vom Fischschießen war. War aber der Karli eine zeitlang am Wasser herumgestrichen, dann lenkte er allmälig seine Schritte vom Ufer ab und wendete sich immer mehr und mehr der Anhöhe zu, bis er auf'm Weg nach dem Maieneggli war. Das Fischschießen war ihm bald verleidet und er zog es vor, auf etwas anderes Jagd zu machen. Das Vögelein aber, auf das es der Karli abgesehen hatte, war schüchtern und mißtrauisch und ließ sich nicht so leicht fangen. Kam der Karli in die Nähe des Maieneggli, so hörte es zu singen auf und verbarg sich. Was das für ein rares Vögelein war, wird der Leser schon gemerkt haben, und da der Karli nicht abließ mit Nachgehen, so wurde auch das Vögelein nach und nach zahmer.

Man sagt oft, es sei einer kein guter Schütz, wenn er nicht eine Ausrede wisse, und so wußte auch der Karli für seine Besuche auf dem Maieneggli immer einen Vorwand zu finden. Bald hatte er wirklich Fische schießen wollen, aber sie schwammen ihm zu tief unter Wasser, er sei drum einen Schwick auf das Maieneggli hinaufge-

kommen; bald war ihm sein Hund entlaufen und er wollte ihn suchen und behauptete steif und fest, er habe ihn gegen das Maieneggli zu fortleitschen gesehen. Ein anderesmal mußte er ein Stück Wald in der Nähe gschauen, oder einen Erdäpfelbläß, kurz und gut, an Ausreden fehlte es dem Schützenmatt-Karli nicht. Das Roseli merkte bald einmal, daß die Besuche eigentlich ihm galten und es fing an dieselben gar nicht so ungern zu sehen; ja, nach und nach bekam es recht lange Zeit, wenn der Karli mehrere Tage lang sich nicht mehr zeigte.

Vater und Mutter wußten den jungen Schützenmättler nicht genug zu rühmen und im Stillen hätten sie ihn nicht ungerne als Schwiegersohn gesehen.

Mit dem alten Nußacher-Natzi verkehrte der Karli seither bedeutend seltener, sei's daß er die Wege und Jagdvorteile nun selber genügend kannte, sei's daß ihm der Alte mit seinem etwas einsilbigen Wesen verleidet war. Dagegen hatte der Schützenmättler andere Kameraden genug, die ihm besser zusagten und mit ihm die gleichen Leidenschaften teilten. Da waren es einmal der Pfüder-Lunzi, ein kleiner, untersetzter Kerl, und der Lindboden-Chlaus, mit dem er besonders gern verkehrte. Auch mit dem Iltis-Hans und Bergli-Schang besuchte Karli gern die verschiedenen Schützenstände im Lande herum und bald vereinigten sich mehrere dieser Burschen, um da oder dort im Lande ein Schützenfest zu besuchen. Die Schützenmatt-Mariann war zwar grüseli unzufrieden, daß ihr Aeltester so oft fortging und besonders am Sonntag so wenig daheim war; aber der Karli sagte, sie solle nur keinen Kummer haben, es gebe an andern Orten auch noch Kirchen und Gelegenheit genug, dem Gottesdienste beizuwohnen. Anfangs war's dem Karli wohl ernst mit seiner Rede; er sagte auch zu seinen Kameraden, sie dürften doch das Kirchengehen nicht versäumen u. s. w. Aber der Pfüder-Lunzi lachte aus vollem Halse, wenn der Karli so etwas vorbrachte und meinte, er sei scho mängisch nid z'Chilen g'gangen und habe den Bläß doch troffen, — das seien Einfältigkeiten, so genau müsse man es heutzutage nicht mehr nehmen. Im Militär könne man auch nicht alle Sonntage z'Chilen und das Schießen gehöre auch zum Militären. Natürlich sagte der Karli von solchen Entschuldigungen daheim nichts; die Mutter und der Götti wären ihm schön gekommen. Auch wußte der Karli ganz gut, was Vorschrift und Ordnung war; da fehlte es nicht. Er war früher auch fleißig in die Christenlehre gegangen und den Katechismus wußte er auswendig hindersi und fürsi; aber seitdem er im Militär gewesen war und sich seinen neuen Kameraden angeschlossen hatte, nahm er es nicht halb so gnau wie früher.

Einmal besuchte der Schützenmättler an einem Freitag einen Schießet. Als er in's Wirtshaus ging, um etwas z'Mittag zu nehmen, da sah er seinen Freund, den Bergli-Schang gemütlich hinter einer Wurst sitzen. „He, Schang!" sagt der Karli, „'sist heute Freitag, darfst kein Fleisch essen!" „Was, Dummheiten, Freitag — der geht mich nichts an! Ich eß' Fleisch; die Pfaffen haben mir nicht zu befehlen, was ich essen soll, sie zahlen mir 'sKostgeld auch nicht. Komm, sei kein Narr und halt mit!" Der Karli stutzte doch ein wenig ob solcher Rede. Die Mutter hatte es ihm beim Fortgehen noch besonders auf's Herz gebunden, doch ja den Fasttag zu halten. „Ich bestelle mir einen Käskuchen, der thut's mir auch," erwiederte der Schützenmättler und setzte sich. „Bist ein einfältiger Tschoppen," spottete Schang. „He da, Wirt, bringt mir noch eine Wurst, extra weil's Freitag ist und dem Ma da auch eine!" Die Wurst kam und Karli hatte nicht den Mut, sie zurückzuweisen, zumal da jetzt noch andere Kameraden eintraten und ebenfalls Fleisch bestellten. Zögernd zerschnitt er den Schüblig — noch regte sich das Gewissen in ihm; da verschwand das erste Wursträdlein in seinem hungrigen Magen und mit ihm verschwanden Karlis Skrupel und Bedenken; der Bergli-Schang mußte ihm nicht mehr lange zusprechen, bald war die Wurst vertilgt. Wegen einisch hat es nichts zu sagen, dachte er.

Natürlich erfuhr die Mutter von dieser Wurst nichts; der Karli aber fühlte sich immer mehr von den kirchlichen Vorschriften entbunden. Nicht lange, und er war einer unter den Ersten, wenn es galt bei seinen Kameraden über religiöse Gebräuche, über alte fromme Übungen, über Religion und Pfaffen zu spötteln und zu schimpfen.

III. Wie der Karli ein berühmter Mann wird.

Ein mehrtägiges Ehr- und Freischießen, das im benachbarten Kanton abgehalten wurde, war schon längst angekündigt. Der Schießplan war am Rathaus, an der hochobrigkeitlichen Metzg und am alten Salzmagazin angeschlagen. Die

Gaben waren verlockend, die Prämien zahlreich, der Doppel nicht abschreckend und eine hochpatriotische Einladung forderte die Waffenbrüder und Schützenfreunde des engern und weitern Vaterlandes auf, sich am ehrenvollen Wettkampf der Waffen zu beteiligen. Auch die Schützengesellschaft, deren Mitglied Karli seit dem letzten Jahre war, beschloß eine offizielle Vertretung mit der Schützenfahne abzuordnen. Bald meldete sich eine hübsche Anzahl von Teilnehmern, natürlich war der Schützenmättler nicht der Letzte. Da der Schützenfähndrich nicht recht zweg war, vielleicht auch wenig Lust hatte, den Bummel mitzumachen, so fragte er den Karli, ob er nicht die Fahne tragen und vielleicht beim Einzug ein kleines Redli halten wolle. Dem Karli gumpete das Herz im Leibe vor Freud' und Seligkeit, als ihm dieser Antrag gemacht wurde; trotzdem war er schlau genug, sein Entzücken nicht offen zu zeigen. Er machte allerlei für Spendifözi und hatte vieles einzuwenden: er sei noch zu jung und des Schäfliwirts Vikter hab's gewiß ungern, wenn er die Fahne nicht tragen könne u. s. w. Er habe noch seinen Lebtag nie eine Rede gehalten, nur einmal beim Christbaum den Hans Waldmann deklamiert; zwar sei derselbe nicht bös g'raten, aber zu einer Schützenrede habe er das Guraschi doch nicht. „Einfältigkeiten," sagte der Fähndrich; „Karli, grad du bist der Rechte, ich weiß einmal keinen andern. Du bist ja fort gsi, mehr als ein Jahr in der Fortbildungsschul. Ich meinte, so einer sollte doch etwas zweg bringen, er brauchte nicht zu verchlüpfen. Mach' mir keine Pflänz', Karli, und nimm dich der Sach' an!" „G'wiß nicht gern! Aber weißt, dir z'lieb und weil's du bist, so will ich's thun — aber red' z'erst mit dem Vikter, der hätt's sicher ungern, wenn du ihm nichts sagtest." „Larifari," sagte der Fähndrich, „den Vik will ich nicht, der bringt keinen ganzen Satz zum Maul heraus; von dem mag ich nichts wissen. Punktum und fertig ich rechne auf dich, du mußt es übernehmen, 'sist eine Ehre für d'Schützenmättler. Der Seppli muß dir hinecht die Fahne bringen. Du kannst mit den andern reden, an welchem Tag und zu welcher Zeit ihr abreisen wollt."

„Muuh, muuh," brüllte 's Gäbi verwundert.

Karli gab sich alle Mühe, die Angelegenheit auf's Beste zu ordnen. Er rief die Schützenfreunde zusammen, um mit ihnen den Tag der Abfahrt zu verabreden. Das Schützenfest begann an einem Samstag und dauerte bis zum folgenden Donnerstag Einige wollten dasselbe am Montag besuchen, andere am Dienstag; der Karli aber meinte, unter der Woche hätten die Wenigsten Zeit und es sei eine Ehrensache, daß möglichst viele mitziehen; d'rum wäre seine Ansicht, man sollte das Fest am Sonntag besuchen. Im Stillen mochte der Herr Festredner wohl auch denken, daß am Sonntag das meiste Volk beisammen sei und er mit seiner Ansprache am meisten glänzen werde. Der Chuder-Marty trug Bedenken. Es sei doch nicht schicklich, am Sonntag zu gehen; wenn man zur rechten Zeit an Ort und Stelle sein wolle, so könne man ja nicht einmal z'Chilen — höchstens in d'Frühmeß und dann müsse man erst noch pressieren. Am Mändig mache man doch blau und vielleicht am Zystig auch, und da sei es seiner Ansicht nach besser, man gehe am Mändig. Auch wegem Schießen sei es chumlicher, wenn nicht z'viel Volk da sei. „Wegem z'Chilengehen," entgegnete der Karli, „da ließ es sich öppe schon einrichten und wenn's nicht sein könne, so werde das wegen einisch nicht viel zu bedeuten haben." Schließlich drang der Karli mit seinem Antrag

durch und die Abfahrt wurde auf den Sonntag frühmorgens festgesetzt.

Jetzt gab's Arbeit für den Schützenmättler; er hatte nicht einmal mehr Zeit, an's Jagen und Fischschießen zu denken. Dagegen stand er oft stundenlang im Kühgaden und hielt in der linken Hand die Mistgabel, welche die Schützenfahne vorstellen sollte, hoch erhoben; mit der rechten vagierte er in der Luft herum und übte seine Festrede ein. — „Eidgenossen, Schützenfreunde, Waffenbrüder!" „Muuh muuh," brüllte s'Gäbi erstaunt und glotzte mit seinen großen Augen den Karli verwundert an. „Eine bevölkerte Volksversammlung —" „Muuh, muuh," tönte es wieder, diesmal aus Tschäggis weit geöffnetem Maule, — doch der Karli ließ sich nicht beirren. Er hielt einen Augenblick inne, dachte sich die Unterbrechung als lebhaftes Bravo seiner Kameraden und fuhr nach kurzer Pause mutig weiter. Es kostete ihn keine kleine Mühe, seine Rede dem Gedächtniß einzuprägen. Tag und Nacht verfolgte ihn der Gedanke an seine hohe und schwierige Aufgabe. Im Traum der Nächte sah er sich vor einer gewaltigen Volksmenge, die er durch seine Rede entzückte und begeisterte, und mehr als einmal fuhr er vom Schlafe auf, darob erwachend, daß er in allzukräftiger Deklamation mit seiner Faust an die Wand schlug oder die Bettdecke weit von sich warf.

Endlich war der langersehnte Sonntag angebrochen. Ein Wagen, mit Sitzbänken versehen und mit vier schlanken Tanngrotzen verziert, an denen lustig die Fähnlein in den Landesfarben flatterten, stand neben dem „Hirtzen" in Bereitschaft, die Schützen aufzunehmen.

Es war ein herrlicher Herbsttag. Noch lagerte sich ein dichter Morgennebel auf den Feldern, aber alle Anzeichen verkündeten den baldigen Sieg der Sonne. Schon hatten sich eine Anzahl Schützen eingefunden; andere waren noch in der Frühmesse, die nun bald beendigt sein mußte. Auch der Schützenmatt-Karli hatte seiner Mutter versprochen, dem Frühgottesdienst beizuwohnen, aber zehn Schritte vom Hause weg dachte er nicht mehr daran. Er hatte ja so vieles zu sinnen und zu ordnen; es wäre nicht anständig gewesen, mit der Fahne als der Letzte auf dem Platze zu erscheinen und zudem war es ihm eigentlich nie ernst gewesen, das Versprechen zu halten. „Wo sind die andern?" fragte er gebieterisch und als er zur Antwort erhielt: „In der Frühmesse," da schimpfte er gewaltig über diese Gottli und Betschwestern; sie hätten heute vom Gottesdienst wegbleiben können, wegen einisch hätte das ja nichts gemacht.

Endlich waren alle da und man saß auf. Der Raupfi-Chasp knallte mit der Peitsche und rief: „Hü!" und vorwärts gings in scharfem Trab. Der Morgennebel verteilte sich, die Bergesgipfel leuchteten im Glanze der aufsteigenden Sonne, die Natur feierte ihren Gottesdienst zum Lob des Schöpfers. Auch die Schützen waren in der rosigsten Laune. Eine heisere Stimme begann:

„Mit dem Pfeil, dem Bogen,
Durch Gebirg und Thal"

Johlend und schreiend fiel die Menge ein:

„Kommt der Schütz gezogen
Früh am Morgenstrahl.
Drallala, Drallala u. s. w.

Begeistert begann der Vorsänger die zweite Strophe und sofort schallte es brausend:

„Wie im Reich der Lüfte
König ist der Weih —
Durch Gebirg und Klüfte
Herrscht der Schütze frei.
Drallala, Drallala u. s. w.

Ihm gehört das Weite;
Was sein Pfeil erreicht,
Das ist seine Beute,
Was da kreucht und fleugt." —

Aber noch war die letzte Zeile nicht verklungen, da gab es einen gewaltigen Ruck und Stoß. „Öö hä! Öö hä!!" schrie der Raupfi-Chasp, aber schon lag er im Dornhag an der Straße und nebenan in der Matte, im taufrischen Grase „Schwarz wimmelten da, in grausem Gemisch Zu scheußlichem Klumpen geballt" — — — der Schützenmättler-Karli, der Haaggi-Natzi, der Bergli-Schang, der Pfüder-Seppli und der Endifinken-Hans. — Der Karli wettert und schimpft nach Noten; seine hübsch gesetzte und fleißig einstudierte Schützenrede ist ihm durch die Erschütterung ganz untereinander gekommen und wenig hat's gefehlt, so wäre beim allgemeinen Umsturz auch die Fahne zu schanden gegangen. Der Wagen lag, halb umgestürzt, im Dornhag und der Raupfi-Chasp begehrte auf über das heillose Gejohle und Geschrei, das seine Rosse scheu gemacht und zu einem Seitensprung veranlaßt habe.

Kleinlaut und mißstimmt erhoben sich endlich die bestürzten Gestürzten von ihrer Ueberstürzung; der eine rieb sich die Stirne, der andere die Kniee oder sonst irgend einen hart getroffenen Körperteil; der erste gab dem Fuhrmann, der zweite dem Wagen, der dritte dem Gesang und Gelärm die Schuld; der Endisinken-Seppli aber lachte und sagte zum Karli: „Wegen einisch mag es sich nicht vertragen."

Glücklicherweise war niemand schwer verletzt; Röcke und Hosen wurden, so gut es ging, von den Spuren des Unfalls gereinigt, der Wagen wieder in's Geleise gebracht, die schief sich neigenden Grotzli zurecht gerückt, dann knallte der Raupfi-Chasp wieder mit seiner Peitsche und rief: „hü!" und der Wagen rollte weiter, aber ohne Gesang und etwas vorsichtiger als zuvor.

Endlich erreichte die Schützenschaar gegen Mittag den Festort. Dem Karli fing das Herz zu pöpperlen an, je mehr sie ihrem Ziele nahten. Zentnerschwer lag ihm jetzt die Schützenrede auf der Brust. Wenn er sich blamieren, wenn er d'raus kommen und stecken bleiben sollte! Dieser Gedanke war ihm fürchterlich; aber mit fester Hand faßte er die Fahne, kühn stellte er sich an die Spitze der kleinen Schaar und vorwärts ging's nun eine kurze Strecke zu Fuß dem Festplatz zu.

Dort war das Herannahen der Gäste bereits bemerkt worden. Böllerschüsse erdröhnten, Trompeten schmetterten und eine Musikbande, der eine Abordnung des Festkomites folgte, schritt zum Empfange heran. Bald flatterte die Fahne des Festortes an der Seite von Karlis Banner, die Schützen grüßten sich mit warmem Händedruck und vereint zogen nun die Angekommenen mit dem Festkomite der Festhütte zu, wo Halt gemacht wurde.

Mit begeisterten Worten begrüßte der Präsident des Schützenfestes die Schützenfreunde aus den Bergen der Urschweiz und ein dreimaliges Hoch brauste über die Häupter der Wackern dahin.

Jetzt, jetzt war der verhängnißvolle Augenblick gekommen; der Schützenmatt-Karli sollte die Begrüßung erwiedern. Er umklammerte die Fahnenstange, daß alle fünf Finger sich in ihr abdrückten, dann riß er mit einem begeisterten Schwung den Hut vom Haupte und rief mit anfangs etwas zitternder, doch deutlich vernehmbarer Stimme: „Eidgenossen, Waffenbrüder, Schützenfreunde!" „Bravo!" schrie der Bergli-Schang, der seine Begeisterung nicht länger zu zügeln vermochte und Karlis Mut wuchs um ein Erkleckliches. „Die bevölkerte Volkszusammenströmung," fuhr der Redner fort, „und der warme Empfang — eh — äh — der uns verehrten Schützenfreunden von seiten unserer — eh — äh — ebenfalls verehrten Schützenfreunde zuteil geworden — — erfüllt unsere Herzen — unsere Herzen mit — eh — äh — einem mächtigen, sozusagen großmächtigen Eindruck." Bereits stand der Schweiß in dicken Tropfen auf Karlis Stirne; — er schöpfte tief Atem und fuhr fort: „Wir alle, ja alle, wir alle kennen nur einen Gedanken — eh — ja nur einen Gedanken — die Liebe zum Vaterland —" „Bravo, bravo!" tönte es rechts und links. „Bravo, bravo!" brüllten der Schang und der Endisinken-Hans und den Redner durchfuhr ein heiliges Feuer der Begeisterung; mit erhobener Stimme rief er: „Freiheit und — eh — äh — Unabhängigkeit — für die wir nicht nur Pulver und Blei — sondern — eh — äh — auch unser Leben zu verspritzen bereit sind!" „Bravo, bravo!" rauschte und donnerte es und Karli wurde immer feuriger. „Mit diesen Gefühlen haben schon die Väter geschossen und schießen wir noch heute!" Ein wahrer Beifallssturm unterbrach den Redner und Karli blickte triumphierend im Kreise umher; der Gedanke, daß er in diesem Augenblicke ein berühmter Mann geworden sei, hob seine Brust. „Ich muß diesen Gefühlen — eh — äh — wie denjenigen meiner Waffenbrüder Öffnung verschaffen — und ich danke, ja ich danke für die warme Aufnahme, die wir uns — eh — äh — die man uns — eh — die Sie uns bereitet haben." „Bravo!" schrieen Karlis Freunde — „und ich erhebe daher meine Stimme und meine Fahne — eh — äh — und begrüße die verehrten Schützenfreunde mit einem dreifachen Läbi hoch! Die verehrten Schützenbrüder, sie läben hoch, hoch, hoch, nu einisch und abermals hoch!"

Schmetternd fielen die Trompeten ein, die Böller krachten, die Schützen drückten sich gerührt die Hände, Karli wischte sich den Schweiß von der Stirne und Schang flüsterte ihm zu: „Famos hesches g'macht, nur famos!" Der Schützenmättler aber wußte kein Wort mehr von dem, was er gesagt hatte; es war ihm ganz drümmlig, nur eine Ahnung tauchte in ihm auf, daß er nicht alles gesage habe, wie er es geschrieben. Ein schöner Gedanke nach dem andern erwachte in ihm, den er anzuführen vergessen, aber es

war nun zu spät. — „Pah," sagte er zu sich selber, „ich bin ämel fertig geworden und g'fallen hat's auch."

Lustig knallte es im Schützenstand, Karli und seine Kameraden schossen Nummer auf Nummer. Jetzt hatten die Wackern ein Schöppli oder zwei verdient, besonders der Festredner hatte gewaltigen Durst. Seine Kameraden setzten ihm auch tüchtig zu, er solle doch trinken, er habe es wohl verdient. Als spät am Abend die Schützen Abschied nahmen, da war Karlis Gang nicht mehr völlig sicher und Böswillige meinten, zwei Fahnen seien halt zu schwer für einen so jungen Mann.

Zu Hause konnten die Schützen nicht genug rühmen, wie famos der Karli geredet und seinen Gefühlen Öffnung verschafft habe.

IV. Wie der Karli z'Tanz geht und vor und nachher eine Predigt anhört.

Ein solches Licht, wie der Schützenmatt-Karli eines war, konnte natürlich nicht unter dem Scheffel verborgen bleiben, sondern mußte notwendig auf den Leuchter gestellt werden. So wurde der berühmte Festredner an der nächsten Schützengemeinde, wie recht und billig, unter die Beamten gewählt. — Seit der Zeit war die gute Mariann in der Schützenmatt über ihren Aeltesten erst recht nichts mehr Meister. Der Karli machte, was er wollte, und wurde besonders in religiöser Beziehung immer lauer. An allen Schützenfesten im Lande herum und auch draußen in den Nachbarkantonen war er zugegen und seit er einmal am Sonntag den Gottesdienst versäumt, machte er sich nichts daraus, es wieder und wieder zu thun. Das machte der Mutter schweren Kummer und auch der Nußacher-Natzi schüttelte bedenklich den Kopf; er hätte doch auch Schütz sein und dabei seine Christenpflichten erfüllen können, meinte er. Wenn der Karli so fortfahre, so werde er z'letzt noch ein rechter Lump und nichtsnutziger Gragöhler. Einmal las er dem Karli tüchtig den Text, als dieser wieder am Sonntag früh verreisen wollte; aber es nützte nichts, der junge Götti wurde nur taub und machte seinem Ermahner Grobheiten.

Inzwischen kam die Zeit heran, wo der Schützentanz abgehalten werden sollte. Natürlich durfte dabei der Schützenmatt-Karli nicht fehlen, und wenn er z'Tanz wollte, so mußte er sich natürlich auch nach einer Tänzerin umsehen. Sein Schwesterlein, 'sMargritli konnte er nicht mitnehmen, das ging noch in die Christenlehre. Seine Wahl war aber schon getroffen und das Roseli auf dem Maieneggli schon längst eingeladen. Das gute Meitschi wollte in seiner Bescheidenheit anfangs schier verchlüpfen und hatte allerlei Ausreden, aber im Stillen war es doch voll Freude und sagte gern zu. Nicht so zufrieden war Karlis Mutter. Sie hatte von der Liebschaft ihres Aeltesten zwar schon lange etwas gemerkt, die Bäsigotte, 'sKathri-Seppi hatte es ihr schon lange hinterbracht, daß der Karli so ein Gleutsch nach dem Maieneggli habe. — Das Roseli war der Schützenmättlerin z'wenig vermöglich; es wäre nach ihrer Ansicht noch manche Partie gewesen, die dem Karli gut angestanden, und sicher hätte er unter den vornehmsten auslesen können; aber der Karli gab nicht lugg, das Roseli wolle er oder keines — damit punktum.

„Du bist afig gar einer!" jammerte die Mutter, „Karli, Karli, mit dir ist nicht z'reden! Seitdem du mit deinen Kameraden in einemfort herumziehst, in alle Nester hinaus an d'Schießeten laufst, bist du ein ganz anderer worden. — Ist das auch eine Art, so mit der Mutter z'reden? das kommt von deinem Hochmut und deiner Gleichgültigkeit in religiösen Dingen." „Äh pah, Mutter, schwätzt mir nicht so dummes Zeug." „Was sagst du, dummes Zeug sagst, wenn ich sage, du seiest gleichgültig in der Religion? — Meinst etwa, Bürschli, ich hab's nicht g'merkt, wie's mit dir bergab geht mit'm guten Eifer? Einmal den Rosenkranz z'beten, das ist dir z'langweilig; du streichst dich davon wo du kannst, und magst, und daß du fern, wo du Schützenredner warst, gar nicht z'Chilen gangen bist, das weiß ich jetzt für b'stimmt und gewiß — ich hab's schon vernommen, du unfolgsamer Schlingel. — Ja, los nur einisch, du gottloser Buob. Beichtet hast auch schon, weiß Gott wie lang, nicht mehr, das hast." „Mutter, das geht euch nichts an!" „So, so, das geht mich nichts an! Geht mich nichts an, wenn der Buob in den Grund und Boden hinein verdorben wird. Wärest letzten Sonntag in der Predigt gewesen, hättest es g'hört, was die Eltern für Pflichten haben. — Der Pfarrer selber hat mir g'sagt, es stehe bös mit dir und ich solle dich doch warnen — und jetzt kommst du mir so — Karli!" Wehmut und Schmerz erstickte ihre Stimme, sie nahm ihr Fürtuch vor die Augen hinauf und eilte in die Küche hinaus. Dort weinte sie lange und bitterlich

über ihren zärtlich geliebten und doch so ungeratenen Sohn.

Inzwischen verließ der Karli die Schützenmatt und pilgerte dem Maieneggli zu, um mit dem Roseli die letzten Verabredungen wegen des Schützentanzes zu treffen.

Die Faßnacht war da, der für den Schützentanz bestimmte Tag erschienen. Im „Bären" war die Gygerbank aufgerichtet, die Musiker waren angerückt, die Instrumente gestimmt und bald füllte sich der geräumige Saal mit Tanzlustigen. Nicht unter den Letzten war der Schützenmatt-Karli mit seinem Roseli erschienen. War es auch schon längst kein Geheimniß mehr, daß der Schützenmättler zum Maienegg-Roseli z'Stubeten gehe, so steckten die Leute doch die Köpfe zusammen, als das hübsche Päärli erschien. Der Karli strahlte voll Seligkeit; er hatte sein Schnäuzlein gewichst und gedreht, wie der Schuster seinen Pechdraht, und 's Roseli lächelte holdselig und nickte freundlich Bekannten und Freunden zu. Sein schlichtes, bescheidenes Wesen, seine ruhige Heiterkeit und sein freundliches Benehmen sprachen allenthalben an und gewannen ihm die Herzen. Von vielen wurde Karli beneidet, von manchen Roseli bemitleidet. „Schad für's Meitschi," sagte einer, „daß es mit dem Vagabund etwas z'thun hat." „Das wird auch noch öppis erleben, wenn's ihn nimmt," bemerkte ein zweiter. „Ein Lump ist er jetzt schon," ergänzte ein dritter.

Inzwischen hatte das Schützenessen begonnen; in langer Reihe saßen die Schützen mit ihren Tänzerinnen zu Tisch. Dem Karli gegenüber saß der Bergli-Schang mit seiner Frau, der Therese, neben ihm der Pfüder-Seppli mit seiner Liebsten und bald war ein eifriges Gespräch im Gange. Was der Pfarrer doch jüngst gemeint habe, als er von der Sonntagsheiligung predigte; das sei sicher auf sie gemünzt gewesen, sagte der Schang zum Pfüder. „Denk schon," entgegnete jener. „Wahrscheinlich weil wir letzten Herbst nicht mehr Zeit hatten, die Messe anzuhören, bevor wir an den Schießet gingen." „Ich habe ämel gleich gut g'schossen!" lachte der Schang. „Hab' nichts davon g'merkt, daß ich weniger Segen hatte. Ich nähm's jedesmal so." Der Karli, welcher dem Wein tüchtig zusetzte, hatte das gehört und mischte sich auch in's Gespräch. „Was geht's den Pfaff an?" schimpfte er, „dem frage ich nichts darnach, rein sauber nichts. Der soll den alten Weibern predigen, die Zeit haben in der Chile z'hocken; aber diejenigen, die sich für's Vaterland in den Waffen üben, die soll er ung'schoren lassen! In alles muß er sein Maul hineinhenken, der unverschämte Pfaff!"

Roseli wurde bleich vor Schrecken, als es diese Worte hörte. Es schaute den Karli mit großen Augen an und stupfte ihn mit dem Ellbogen, um ihm zu verstehen zu geben, er solle doch um Gotteswillen still sein. Aber der Karli war schon im Feuer; er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Wappen am Baume des hl. Sebastian klirrten. „Ja, in alles hinein regieren unsere Pfaffen — ich sag's noch einmal. Meiner Alten hat der Pfarrer auch den Kopf verdreht und ihr Skrupel gemacht, daß sie jammert und jauselt, ich sei kein Christ mehr, ich gehe nicht mehr z'Chilen und zur Beicht!" Roseli wurde bald kreidenbleich, bald krebsrot und stüpfte den Karli immer mehr, hustete und zupfte ihn am Aermel, aber der Karli war im Zug und ließ sich nicht aufhalten. „Ja, wollte auch ein Narr sein und dem alles sagen, was ich g'macht habe. Mir hat's einer g'sagt, der's weiß, daß die Pfaffen 's Beichten erfunden haben, ein Papst oder sonst so einer." „Ja, ja, der Karli hat ja nichts z'beichten," stichelte der Schang, „als daß er hie und da am Freitag ein Würstli ißt, hä, hä, hä!" „Was durch den Mund hineingeht, verunreinigt das Herz nicht, sagte schon der hl. Bartlimeh, oder ein anderer Evangelist," rief der Pfüder-Seppli, „hä, hä, hä."

Jetzt kam's immer dicker; man spottete über die Beicht und tischte dabei G'schichten auf, worüber Mädchen und Frauen erröteten. „Jetzt halt' einmal dein wüstes Maul!" sagte Roseli mit blitzendem Auge zum Schang, „oder ich stehe auf und gehe." Diese entschiedenen Worte machten den Karli doch etwas stutzig; er sah den finstern Blick seiner Geliebten und ihre ernste Miene und suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Das Roseli aber blieb einsilbig den ganzen Abend über. Seine frühere Heiterkeit war verschwunden; es klagte über Kopfschmerzen und wollte nicht mehr tanzen und begehrte heim. Dem Karli kam das sehr ungelegen; er suchte auf alle Weise das Roseli zum Bleiben zu bewegen, aber umsonst. Wenn er nicht mitkomme, so finde es den Weg allein heim, sagte es trotzig und kehrte ihm den Rücken. Da blieb dem Schützenmättler nichts anderes übrig, als seinen Hut zu nehmen und sich bei seinen Kameraden zu verabschieden mit der Bemerkung, dem Roseli sei's nicht recht wohl.

Auf dem Heimwege wurde wenig geredet. Der Karli war sich wohl bewußt, daß er, vom Wein erhitzt, eine Dummheit gemacht habe und zwar eine große, und das Roseli dachte, ihr Geliebter habe in der Weinlaune gesprochen, wie's ihm ums Herz gewesen. Es nahm sich vor, ihm für heute keinen Vorwurf zu machen, ihm aber dann später um so deutlicher die Meinung zu sagen.

Als die Beiden auf'm Maieneggli angekommen waren, huschte das Meitschi geschwind zur Thüre hinein und schletzte sie dem Karli vor der Nase zu, ohne ihm Gut Nacht zu sagen.

Langsam kehrte der Schützenmättler zum „Bären" zurück und verließ ihn erst wieder, als der Morgen graute.

Fast vierzehn Tage lang ließ sich der Schützenmatt-Karli auf dem Maieneggli nicht mehr sehen; sein Gewissen machte ihm Vorwürfe, daß er das Roseli durch seine unüberlegten Reden beleidigt habe. Endlich, dachte er, sei der Zorn verraucht und seine Geliebte wieder fryn. Aber der Karli hatte sich verrechnet, das sollte er bald erfahren. Als er einst gegen Abend ins Stubeli trat, da wurde er vom Roseli einsilbig und trocken empfangen, nicht einmal öppis z'Trinken wurde ihm aufgestellt und die Unterhaltung wollte nicht in Fluß kommen. Endlich rückte der Karli aus. „Bist öppe eister nu chybig wegem Schützetanz?" fragte er. „Ja, das bini," entgegnete rasch und mit blitzenden Augen das Meitschi, — „ja, das bini und mit Grund. Ich hätt' nie denkt, daß du so einer wärist, Karli, so einer von den Mindern. Hab' zwar schon allerlei von den Leuten munggeln g'hört; hab's früher nicht glaubt, aber jetzt weiß ich's. Beim Schützenessen hast einmal g'redt, wie denkt hast. — Bin eigentlich froh, daß es so g'schehen ist, obwohl's mir schier 's Herz abdrückt. Wenn du meinst, daß ich je einen zum Mann nehme, der auf der Religion nichts hat, über die Geistlichen, über's Fasten und Beichten schimpft und so unflätig redt wie du, dann bist auf'm Holzweg. So einen wollte ich nicht und wenn er ganze Säck voll Geld und Gülten z'haufenweis hätt'. Und über d'Mutter, die brav Frau, hast auch aufbegehrt; du solltest dich in den Boden hinein schämen, weißt was! Du würdest es mir hübsch machen, wenn ich einmal deine Frau wäre. — Nein, b'hüetis Gott und 's heilig Chryz, einen solchen will ich nicht! lieber will ich ledig unter den Boden, als mich an einen solchen Fötzel hängen."

s'Roseli kehrte ihm verächtlich den Rücken.

Potz tausend, wie der Karli loste! So hatte er das Roseli nie gesehen, nie gehört. Er saß ganz verdutzt da und machte Augen, wie eine g'stochne Gaiß, wollte endlich eine Entschuldigung vorbringen, es möge sich nicht vertragen wegen einisch, — aber s'Roseli kehrte ihm verächtlich den Rücken und sagte nur noch so über die Achsel, es sei ihm lieb, wenn er gar nicht mehr auf's Maieneggli aufen komme; sie zwei passen doch nicht zämen; sagte es und verließ das Stubeli. Der Karli hatte auch nicht Lust länger zu bleiben, er hatte genug an der Predigt. Langsam stand er auf und verließ mit seinem Jagdhund, dem Schnautzeli, das Maieneggli.

V. Wie der Karli nicht z'Chilen geht und doch beten lernt.

Inzwischen war es wieder Sommer und Herbst geworden. Der Schützenmättler besuchte fleißig alle Schießeten rings im Lande und kam er heim, so war er nicht selten halb oder ganz betrunken, polterte und begehrte auf und sagte

der Götti oder die Mutter etwas, so cholderte der Karli und warf ihnen einen Schletterlig nach dem andern an den Kopf, so daß der Nußacher-Natzi es für geraten hielt zu schweigen. Noch eifriger als früher verlegte er sich auf die Jagd und zwar mit großem Glück, manche Gemse fiel von seiner Büchse getroffen. Die Jagd wurde indessen geschlossen, aber das kümmerte den Schützenmättler wenig. „Wer kann mir verbieten, auf die Jagd zu gehen?“ pflegte er zu sagen, „der Hergott läßt das Gewild frei für alle laufen und wer's schießen kann, hat's Recht dazu, das geht die Regierung nichts an.“

Es war in der Nacht vor dem Allerheiligenfeste, als aus einer längst verlassenen Alpenhütte hoch oben unter dem Gemschitossen zwei Männer traten. Stille war's auf der einsamen Höhe, totenstille, und verwundert schaute der Mond zwischen zerrissenen Wolken auf die nächtlichen Wanderer herab. Der eine von ihnen, ein stämmiger junger Bursche, ist, wir kennen ihn schon, der Schützenmättler. Ein Büchse hängt an seinem Rücken über dem Lismertschoppen, sowie eine alte Ledertasche, die reichlich mit Käs und Brod gespickt ist und aus der ein Spiegelrohr und ein Gütterli mit Träštbranz neugierig herausgucken. Seine Füße stecken in mächtigen, mit Nägeln dicht beschlagenen Pechschuhen, während seine Hand einen starken Bergstecken umfaßt. Die Zwei gehen auf die Gemsen aus, daran ist nicht zu zweifeln; daß es heute ein hoher Feiertag und verbotene Zeit ist, das kümmert sie wenig.

„Schang, mier wend!“ hebt jetzt Karli an, „'sist bald Eins, luog, der Mond will sich schon hinter'm Schneehorn verstecken, — 'sist noch ordentlich weit bis zum Hexensteingrat und vor den Zweien müssen wir dort sein, bevor die Gemschi erwachen.“ „Sä gahmer!“ erwiedert Schang, stopft sein Pfeifchen und schreitet mit seinem Begleiter rüstig voran.

Freundlich blicken die Sternlein vom Himmel, weiße Nebel wallen im Thale und dumpf rauscht der Bergbach aus der Tiefe. So ernst, so andachtsvoll erscheint die Natur, aber die beiden Jäger verspüren wenig von dieser Stimmung. „Karli, jetzt obsi dur d'Kähle,“ sagt hübscheli der Schang, „nimm si schön voren Luft, die Thierli haben g'merkige Nasen. Mach hübscheli, aber pressier, luog, schon will's tagen. In einer Viertelstunde bin ich oben am Tossen; kommst du zum Schießen, so laufen sie mier sicher in d'Händ.“

Jetzt trennen sich die Jäger; der Karli klettert die Kähle hinauf dem Hexensteingrat zu. Dort weidet auf grasiger Plangge ein Rudeli Gemsen, acht oder neun. Ruhig nagen die Tiere am spärlichen Herbstgras; hie und da erheben sie ihre Köpfe und recken ihre Hälse und ihre glänzenden Augen halten ringsum vorsichtige Ausschau. — Sieh, jetzt wittert die Vorgaiß etwas, sie spitzt die Ohren und schnüfelt hinaus in die Luft mit ängstlichem Blick; plötzlich stampft sie mit dem Fuß und ihre Genossinnen spitzen die Ohren — Gefahr ist in der Nähe!

Richtig, dort schnaagget der Karli hübscheli zum Tossen, liegt mäuschenstill auf dem Bauche und spannt geräuschlos den Hahnen am Stutzer. — Jetzt kracht ein Schuß; es rumpelt und poltert in den Flüehen. Angeschossen springt der Gemsbock hoch auf und stürzt dann, sich überwälzend zu Boden. Die Gemsen stutzen, recken und strecken einen Augenblick ihre Hälse, schauen voll Unruhe nach dem Pulverdampf, dann enteilen sie geschwind wie der Wind im Galopp über den Felsengrat, die Vorgaiß an der Spitze.

„Juhee! äs hedä, äs hedä!“ jauchzt Karli voll Entzücken und springt freudig auf den Grat, um den Bock zu ergreifen. Aber halt, Karli, es ist noch nicht an dem! Sowie der kühne Jäger sich naht, schnellt der Gemsbock plötzlich auf und springt mit drei Beinen, das vierte ist ihm weggeschossen, über Fels und Fluh der Wilde zu.

Der Karli stutzt, doch nur einen Augenblick — dann stürzt er in heißer Jagdlust dem verwundeten Wild nach über Fels und Steingeröll, — — plötzlich aber weicht der Boden unter seinen Füßen, die Steine rollen und kollern und Karli wankt und rutscht — Jesus — Maria! — schon rast er über einen jähen Fels in die grausige Tiefe.

„Karli! Karli!“ tönt es schaurig durch die Stille der Berge — „Karli! Karli!“ hallt es neckisch spottend in den Flüehen und Klüften, als höhnte der Berggeist. — Voll Verzweiflung eilt der Schang droben auf dem Felsengrat hin und her, beugt sich über den Felsen und späht in die Tiefe. — „Karli, wo bist?“ aber nirgends entdeckt er eine Spur von seinem Kameraden, nirgends dringt ein Laut, ein Hilferuf an sein ängstlich lauschendes Ohr. Dichter und immer dichter rollt aus der Tiefe der Nebel heran; schon hüllt er den Tossen und Grat ein — ein unheimlicher Schrecken ergreift den rallosen

Schang; er rennt in raschem Lauf den Berg hinunter; mit Mühe findet er den Weg zur Alpenhütte und von da eilt er hinab in's Thal.

Auf einem Felsenvorsprung, der spärlich mit Gras und niedrigem Gestrüpp bewachsen ist, liegt, wie leblos hingestreckt — der Karli. Steile Felsenwände erheben sich über ihm, ein tiefer Abgrund gähnt zu seinen Füßen. Da liegt der arme Schützenmättler, blutend aus vielen Wunden, mit zerschundenen Händen und geschlossenen Augen, die Büchse ruht zerschmettert in der Tiefe.

Stundenlang muß der Arme schon hier gelegen sein, denn schon neigt sich die Sonne gegen Westen, um hinter der hohen Bergkuppe zu verschwinden — da öffnet Karli die Augen. Stöhnend greift er nach der Stirne; ha, wie zuckt's und brennt's in seinem Kopf, wie sticht der Schmerz in allen Gliedern! „Wo bin ich?" seufzt der Unglückliche, „wo bin ich?" Nur langsam kehrt die Besinnung wieder; nach und nach wird sich der Gestürzte seiner schauerlichen Lage bewußt; er erinnert sich des angeschossenen Gemsbockes, seines Falles in die Tiefe und Grausen und Entsetzen befällt ihn. Todesmatt vermag er nur mit der größten Anstrengung sich einwenig aufzurichten — da durchrieselt es ihn eisigkalt; schaurig gähnt der Abgrund zum Karli herauf, als wolle er ihn allsogleich verschlingen. Der Arme wagt kaum zu schnaufen. — Aber drinnen im Herzen, im Gewissen, da regt es sich! Mit einemmale steht sein früheres Leben vor Karlis Augen. Was er in der Jugend von Gott und Ewigkeit, von Tod und Gericht gehört, das kehrt mit voller Klarheit in seinen Sinn zurück. Fieberfrost durchrüttelt den Unglücklichen bei dem Gedanken: du mußt hier sterben, einsam, verlassen, ohne geistlichen Trost, mit schuldbeladenem Gewissen; — Karli, du mußt sterben?

„Wo bin ich?" seufzt der Unglückliche.

Kalter Schweiß rieselt über Karlis Stirne, dumpfe Seufzer entsteigen seiner Brust — er schließt vor Angst und Schmerz die Augen. — — Horch, da tönt es aus der Tiefe wie Glockenklang, wehmutsvoll und feierlich. Karli lauscht — „Allerseelen!" lispelt er. —

Von einem günstigen Luftzug getragen, schallen die Töne nun deutlicher herauf, klagend und lockend, als wollten sie den verlornen Sünder zurückrufen. — „Jetzt beten sie drunten — — für die lieben Verstorbenen — und an mich — — denkt niemand!" Eine unnennbare Wehmut kommt über den Schützenmättler und eine Thräne rinnt langsam über seine bleichen Wangen: „Hilf mir, lieber Gott, ich will ein anderer werden! Laß mich nicht hier elend zu Grunde gehen! — Jesus, sei mir gnädig!" Nach einer Pause fährt der Arme fort: „Ja, ich will ein anderer werden! Mutter Gottes hilf auch du mir! Wenn ich gerettet werde, dann will ich mich bekehren; ich will eine Wallfahrt machen zur Gnadenmutter in Einsiedeln — Hilf, Maria, hilf!" Erschöpft hält Karli inne — dann betet er leise — voll Andacht — und linder Trost senkt sich auf ihn herab, — er wird ruhiger, gefaßter.

Langsam sucht er sich eine etwas bequemere Lage zu geben, — da berührt seine Hand die Ledertasche, die immer noch an seiner Schulter hängt. Das Fläschchen mit Branntwein ist zerschellt, aber ein Stück Brod liegt noch drin, Karlis Hunger zu stillen — aber schrecklich quält ihn ein brennender Durst. An den Bergen steigen die Schatten immer höher — soll der arme Schützenmättler hier liegen bleiben und verschmachten? — Namenlose Angst erfaßt ihn abermals — doch horch! Was war das? Tönte nicht, wenn auch schwach, von oben her der Ruf: „Karli! Karli!" — Der

Schützenmättler lauscht und lauscht — ein Strahl freudiger Hoffnung leuchtet über sein bleiches Antlitz — ja es ist so — bereits näher tönt der Ruf: „Karli, Karli!“ Mit Anstrengung seiner letzten Kräfte richtet sich Karli auf: „Hilfe, Hilfe!“ ruft er, so laut er es vermag — dann sinkt er ermattet und bewußtlos zurück.

Schon ist es dunkel, da nähert sich dem Thale ein Trüpplein ernster Männer. Zwei von ihnen tragen eine Bahre; der Schützenmättler liegt todeswund darauf. — An seiner Seite schreitet der Nußacher-Natzi — der alte Natzi der seinen Götti zuerst im Abgrund unten erspäht und umsichtig alle Anordnungen zur Rettung getroffen hat. — In der Schützenmatt ist noch Licht — dort betet eine arme Mutter für ihren verlornen Sohn!

* * *

Lange schwebte der Schützenmatt-Karli zwischen Leben und Tod, endlich siegte seine kräftige Natur und langsam ging es mit dem Kranken besser. Die Mutter lag ebenfalls zu Bette; die furchtbare Nachricht von ihrem verunglückten Sohn hatte die sonst schon tiefgebeugte Frau auf's Heftigste angegriffen, so daß auch sie eine Zeit lang in der äußersten Gefahr schwebte. Jetzt ging es bedeutend besser mit ihr, aber den Karli zu pflegen, daran konnte sie gleichwohl nicht denken. Gott hatte aber in ihrer Not der armen Mutter bereits Hilfe, der Schützenmatt einen tröstenden Engel gesandt — das Maienegg-Roseli.

Auf die Nachricht von dem doppelten Unfall, der die Familie getroffen, eilte es nach der Schützenmatt, um dort auszuhelfen und für die schwer heimgesuchten Leute zu thun, was in seinen Kräften stand.

Als Karli zum erstenmal wieder zur Besinnung kam, saß das Roseli an seiner Seite. Erstaunt sah der Kranke auf das Mädchen. — Lange schwieg er; er schien sich zu sammeln; — endlich war ihm alles klar und Thränen traten in seine Augen. „Roseli!“ sagte er, mehr vermochte der Kranke nicht zu sprechen. Kurz darauf fiel er in einen beruhigenden Schlummer, aus demselben erwacht, fühlte er sich neu gestärkt. „Wo ist die Mutter?“ war seine erste Frage. Als die gute Frau bald darauf, zwar immer noch schwach, doch ziemlich genesen bei ihrem Sohn erschien, da war es Karlis erste That, seine Mutter um Verzeihung zu bitten. „Mutter!“ sagte er tief bewegt, „Mutter, ich bin ein anderer geworden. Jetzt sehe ich ein, wie gut ihr es mit mir gemeint habt, du und mein Roseli. Die Not hat mich zur Besinnung gebracht; sie hat mich beten gelehrt, ich werde es nun nicht mehr verlernen.

Bald darauf legte Karli mit rührender Andacht die Beicht ab und empfing, obgleich keine eigentliche Gefahr mehr zu befürchten war, dennoch den lieben Heiland. Von jetzt an ging es zusehends besser und nach einigen Wochen hatte sich der junge Schützenmättler wieder vollständig erholt. Die Schützenfeste besuchte er von jetzt an seltener, um so fleißiger aber die Kirche. Von der Jagd, zumal zur verbotenen Zeit wollte er gar nichts mehr wissen. Dagegen machte er im folgenden Sommer eine Reise nach Einsiedeln, zur Gnadenmutter, um für seine Rettung zu danken. Ihn begleitete der Steinacher-Natzi und das Roseli auf'm Maieneggli — Karlis glückliche Braut. In Einsiedeln wurde das Paar zusammengegeben und verlebte seither viele Jahre in Glück, Segen, Frieden und Einigkeit.

So will der gütige Gott nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe — das zeigt dir die Geschichte vom Schützenmättler.

Der sonderbare Hase. Gast: „Das ist auch schade um den Hasen.“ Wirt: „Wie so denn?“ Gast: „Der hätte noch manche Maus gefangen, wenn er noch länger am Leben geblieben wäre!“

Was fehlt dir denn? Michel: „Liebe Mutter, mir geht es gar nicht gut; seit ich in der Lehre bin, kann ich keinen Bissen Fleisch mehr herunterschlucken.“ Mutter (besorgt): „Ach, Michel, hast du vielleicht Halsschmerzen — oder was fehlt dir denn?“ Michel: „Das Fleisch!“

Kindermund. „Aber, Onkel Fritz, du hast ja deine Augen noch beide.“ „Warum sollte ich sie dann nicht haben, du Närrchen?“ „Ei, die Mutter hat doch gestern gesagt, du hättest eines auf Schwester Helena geworfen!“

Ein nobler Student. „Warum willst du denn das Zimmer nicht miethen?“ „Nun, offen gestanden, es ist mir zu billig!“ „Was, zu billig? Das ist doch sicher kein Fehler?“ „Gewiß! Einen so billigen Miethzins muß man sich doch schämen schuldig zu bleiben!“